

„Läßt nicht das Elend über das Reich kommen!“

Warnruf einer deutschen Frau

Brief aus Sowjetrußland

Es gibt wohl kein Gebiet bei uns, das nicht betroffen ist von der bolschewistischen Propaganda. In der Tagespresse, im Rundfunk und Film, in der Literatur, in Vortragsforen und auf den Stempelfellen — überall hat es der Bolschewismus verstanden, geschickt seine Tribünen zu errichten, von wo aus er seine zersetzenden Ideen pfeilsicher und wirkungsvoll unter die Massen streut. Die gegenwärtige Not des deutschen Volkes, der Arbeiter wie der Intellektuellen ausnützend, gaukeln die bolschewistischen Propagandisten und ihre bezahlten Helfer den Notleidenden und wirtschaftlich in die Enge getriebenen ein Paradies auf Erden vor, das angeblich in Sowjetrußland geschaffen worden ist. In aufreizenden Reden, durchsetzt mit unkontrollierbarem Zahlenmaterial, fordern sie die Massen auf, in die Fußstapfen Sowjetrußlands zu treten und ein Sowjetdeutschland auszurufen, denn nur darin läge das Heil. Weil die wenigsten in der Lage sind, die tatsächlichen Verhältnisse in Rußland an Ort und Stelle nachzuprüfen, haben die Moschauer Propagandisten leichtes Spiel.

Wie steht es nun in Wirklichkeit in Rußland aus? Vor uns liegt ein Brief, der aus Südrußland stammt und von einer einfachen deutschen Frau am 31. Juli 1931 geschrieben worden ist. Wir veröffentlichen ihn hier im Auszug mit Wendungen der Personennamen und in hochdeutscher Uebersetzung:

... Ich gebe Euch zu wissen, warum wir so lange nicht geschrieben haben. Wir haben alle Hände voll zu tun, denn bei uns geht alles Hals über Kopf. Alle sind heraus zum Dreifachen, ich muß kochen und bin krank. Dreimal täglich muß ich das Essen zur Arbeitstätte tragen und die ist so weit. Du kennst doch B.'s Hof (früher ein großer Gutshof)? Das ist jetzt der Kollektivhof und alles wird dort auf einen Haufen gedroschen. Das ist ein fürchterliches Durcheinander, oder wie gesagt, ein ganzer Saustall...

Das Leben ist so schwer, daß man es gar nicht sagen kann. Man kann nicht schreiben, wie bitter und schwer es geht. Nichts ist zu haben, kein Zucker und kein Petroleum ist mehr zu sehen. Nichts ist mehr da. Die Leute gehen wie wahnsinnig einher. Viele sind schon wahnsinnig geworden, z. B. Johann T. seine Frau, Peter K. seine Frau, dann der Joseph D. und Paul A., die sind alle von Sinnen. Viele Leute werden ausgegliedert (deportiert), das Dorf ist jetzt schon halb leer. Es scheint so, als wolle der Himmel einfallen. Man kann nicht alles schreiben, aber vieles hat sich verändert...

So wie man es mit den Großen (Gutbesitzern) gemacht hat, so macht man es jetzt mit den Kleinen (armen Bauern). Man kennt die Leute nicht mehr wieder (weil alle durch die Enteignung am Beruhungern sind). Unsere Lebensmittel sind arme Maiskolben, Gurken und Zwiebeln, ein bißchen Mehl und ein wenig Öl... Bis jetzt haben wir noch keine Kartoffeln, weil die Trockenheit und Hitze zu groß sind. Fast zwei Monate hatten wir keinen Regen. Unter den Menschen ist eine Krankheit ausgebrochen — Leibweh (Unterleibstypus) und Durchfall (Ruhr). Unsere beiden Kinder sind auch krank geworden...

Auch unsere tragende Sau ist krepirt. Da sie fett war, habe ich aus dem Kadaver Seife geschodt und verkaufe diese nun für 5 Rubel (10,80 M.) das Pfund. Ich darf aber die Seife nicht offen verkaufen (weil der Privathandel verboten ist)... Dein Bruder Franz (der Handwerker ist) muß bis zum 5. August in der Kaserne arbeiten (Zwangswelle)...

Der M. und dessen Familie (einbetragene Mitglieder bei der Kommunistischen Partei) haben es sehr gut. M. hat 15 Schweine, von denen er 7 Käufer für 100 Rubel (216 M.) das Stück verkauft hat. Auch besitzen M. und dessen Frau je zwei Mäntel und für Milch und Eier bekommen sie (vom Kooperativladen) Ware (ausgehändig). Ob wir Ware für das Getreide bekommen, das wir abgeliefert haben, wissen wir nicht. Nur für Milch, Eier und Hühner geben sie bißweilen Ware (Industrieprodukte, Baumstoff usw.). Die noch eine Kuh haben, sind glücklich, aber es ist beinahe niemand mehr im Dorf, der noch eine Kuh hat, und selbst diese will man ihnen noch nehmen... Bei uns ist das Leben sehr schwer. Die Teuerung ist so

groß und die Ausgaben sind so hoch, daß man wirklich nicht mehr leben kann. Sie nehmen alles fort. Wie sie es den Reichen genommen haben, so nehmen sie jetzt alles den Armen ab. Nicht einmal Zigarettenpapier ist da... Bei uns wird erzählt, daß jetzt auch in Deutschland Jammer und Elend aufkommen wie bei uns in Rußland. Hüte Euch vor dem Jammer und laßt das Elend nicht über das Reich kommen, wir sind es hier nicht froh....

Wollen wir das gleiche Elend heraufbeschwören, fünfjahresplan, Kollektivgüter und Zwangsenteignungen nach bolschewistischem Muster werden die Menschheit nicht retten, das sagt uns deutlich der Brief dieser einfachen Frau, der ein geliebter Schrei ist, geboren aus Not, Hunger, Entsetzen, und der in der Angst um Deutschland zur letzten Warnung wird: Laßt das Elend nicht über das Reich kommen, wir sind es hier nicht froh...

Um die Lohnsenkung in England

Kein neuer Aufruf MacDonalds.

London, 17. August.
MacDonald ist am Sonntagabend aus Schottland nach London zurückgekehrt, um an der am Montagmorgen stattfindenden Sitzung des Sparauschusses des Kabinetts teilzunehmen. Vor seiner Abreise bezeichnete er nach dem „Daily Herald“ noch die vom „Sunday Express“ gebrachte Meldung über einen neuen Aufruf, der auch von den Führern der Opposition unterzeichnet werden und der zu einem zeitweiligen Abbau aller Löhne und Gehälter auffordern sollte, als eine böswillige Erfindung. Löhne seien eine Frage der Industrie und hätten mit den Kabinettsverhandlungen in dieser Woche nichts zu tun. Es sei daher ein großer Fehler, die Notwendigkeit für einen Haushaltsausgleich mit Geschwätz über einen Lohnabbau zu verwechseln.
Andere Blätter, darunter die „Morningpost“, rechnen trotzdem mit der Möglichkeit eines gemeinsamen Aufrufs aller Parteien, nachdem, vielleicht gegen Ende dieser Woche, die Regierung mit der Opposition, ihren eigenen Parteigängern sowie den Gewerkschaften eine grundsätzliche Einigung erzielt haben werde, ohne jedoch einen Lohnabbau zu erwähnen.

Das alte Thema

Die Großpensionäre

(Von unserer Berliner Schriftleitung.)

Im gegenwärtigen Augenblick wird infolge einer Information, die vom Reichsfinanzministerium ausgeht, die Frage der Großpensionäre wieder lebhaft diskutiert. Diese Frage hat schon bei Verkündung der letzten Notverordnung eine erhebliche Rolle gespielt; die Öffentlichkeit hat sich auch damals eingehend und teilweise erregt mit ihr beschäftigt und ihrem Bestreben darüber Ausdruck verliehen, daß von der Allgemeinheit die schwersten Opfer verlangt werden, die hohen Pensionen aber nicht herabgesetzt werden. Es ist nicht verwunderlich, daß sich in diese Debatte starke politische Momente eingeschlichen haben. Die Not der Zeit macht das erklärlich. Außerdem aber kann von niemandem bestritten werden, daß wir es hier mit einer Angelegenheit zu tun haben, die eine sehr starke psychologische Bedeutung hat, ganz abgesehen davon, daß auch die sachliche Seite ihre Berechtigung hat. Wenn wir uns daran erinnern, daß schon seit sehr langer Zeit das sogenannte Pensionsstärkungsgesetz im Reichstage vorliegt, so erkennen wir daraus, daß es sich hier um eine alte Forderung handelt. Das Parlament hat jedoch niemals die notwendige Zweidrittelmehrheit zusammenbringen können, und aus demselben Grunde konnte auch die Regierung den Verordnungswege nicht beschreiten. Die Herabsetzung der hohen Pensionen auf eine bestimmte Grenze ist nämlich nach Auffassung der juristischen Gutachter und der Regierung ein verfassungswidriges Gesetz voraus. Aus diesem Grund hört man jetzt vielfach die Anregung, diese Frage möge durch einen Volksentscheid entschieden werden.

Es will uns zunächst scheinen, daß man diese ganze Frage ihrer politischen Tendenz entleide. Nach der sachlichen Seite hin hat das Reichsfinanzministerium mitgeteilt, daß, soweit Militärpensionäre betroffen werden, mehr als 16 000 Mark überhaupt nicht als Pension in Frage kommen. Zwischen 12 000 und 16 000 Mark bezügen noch 115 Militärpensionsempfänger. In den letzten Jahren seien durchschnittlich 100 Offiziere im Generalrang durch Tod ausgefallen. Daraus gehe hervor, daß sich die Empfänger hoher Militärpensionen immer mehr verringerten. Wir teilen diese Ziffern der Sachlichkeit halber mit; wir machen aber darauf aufmerksam, daß zu den Großpensionären auch noch andere Kreise gehören als nur Militärpensionsempfänger. Die Ziffern über die Ministerpensionen und die sonstigen höheren Zivilpensionen sollen, wie angeündigt worden ist, demnächst veröffentlicht werden.

Wir sind zunächst der Auffassung, daß es bei der Behandlung der Frage weder auf den Verrentierten noch auf die Gesamthöhe der für diese Pensionen aufzuwendenden Mittel ankommt. Im Rahmen aller staatlichen Aufwendungen wird diese Summe zweifellos gering sein. Aber bei der unbedingten Notwendigkeit, die öffentlichen Mittel unter allen Umständen herabzusetzen, spielt auch die geringste Summe eine große Rolle. Wie man also diese Angelegenheit politisch nicht übersehen soll, so ist es ganz unbedenklich, sie zu banalisieren, und das Reichsfinanzministerium hatte vollkommen recht, wenn es bei der Unmöglichkeit des Eingriffes durch eine Notverordnung der Meinung war, man solle selbst einmal an die Großpensionäre appellieren, damit sie selbst erweichen können, wie weit sie sich mit der allgemeinen Not identifizieren wollen. Nachdem diese Absicht, wie das Reichsfinanzministerium jetzt sagt, nicht durchgeführt werden konnte, ist es sozusagen selbstverständlich, daß sich jetzt die Öffentlichkeit dieser Frage wieder annimmt. In der Sache nach anderen Wegen sucht. Wir gehören nicht zu denjenigen, die einer Aufforderung der wohlverordneten Rechte das Wort reden. Wir gehören aber zu denen, die sich schon damals, als es um das Pensionsstärkungsgesetz ging, auf den Standpunkt gestellt haben, daß die hohen Pensionen herabgesetzt werden müssen. Wir halten an diesem Standpunkt fest — um so mehr, als eine solche Maßnahme der allgemeinen Lage des Volkes entspricht.

6. Erlass und Stundung von Staatssteuern. Das sächsische Finanzministerium hat folgende Anordnung herausgegeben. Einem Beschluß des Landtags entsprechend werden die für die Verwaltung der Staatssteuern zuständigen Steuerbehörden angewiesen, Gesuche um Stundung oder Erlass von Staatssteuern, zu denen beizuhaltende Gutachten der Landesverwaltungsstellen vorliegen, mit besonderem Wohlwollen zu behandeln.

7. Rechtsmäßigkeit der Einreichung in Besoldungsgruppen. Das sächsische Oberverwaltungsgericht habe über die Rechtsmäßigkeit der Einreichung in die Besoldungsgruppen eine Entscheidung getroffen. Danach kann ein Beamter erst dann Rechtsansprüche aus der Zugehörigkeit seiner Stelle zu einer bestimmten Besoldungsgruppe geltend machen, wenn die Besoldungsordnung in der betreffenden Form von der Aufsichtsbehörde genehmigt worden ist.

8. Der Verband der Sächsischen Schutzpolizei wendet sich in einer Mitteilung an die Presse scharf gegen die in einem Teil der Presse erörterten Pläne, die auf eine neue Gehaltsstufung hinauslaufen. Die Polizeibeamtenschaft, die heute dienstlich mehr denn je überlastet sei, lehne weitere Gehaltsstärkungen ab.

Franz Herwig †

Bon Heinrich Bachmann.

Am Sonnabend früh in Weimar Franz Herwig, der bekannte katholische Romanschriftsteller, der Verfasser von „St. Sebastian im Wedding“ und „Die Eingekerkerten“; sein Tod, der auf eine Herzschwäche zurückzuführen ist, erfolgte überraschend, obgleich Herwig schon längere Zeit krankte und ans Lager gebunden war.

Voriges Jahr, am 20. März, hat das katholische Deutschland erst seinen 50. Geburtstag gefeiert. Damals glaubte man ihn auf dem Höhepunkt seines Schaffens. Und wer ihn persönlich gekannt hat, wußte, daß er selbst immer lächelnd versichert, daß all seine Arbeiten erst Anfänge und Ausgangspunkte seien. Am so überraschender, um so härter trifft uns jetzt die Nachricht von seinem Tode. Aber wenn man heute die Reihe seiner Werke durchgeht von 1904, dem Drama „Herzog Heinrich“, bis 1930, dem Ketteler-Roman „Der große Bischof“ (Bonner Buchgemeinde), so liegt dazwischen die statliche Anzahl von mehr als 30 Bänden, von Romanen, Novellen, Erzählungen und Volksspielen. Seine Essays gar nicht mitgerechnet! Und daß er aus als Kunstkritiker etwas Eigenes zu sagen hatte, beweist seine Schrift „Die Zukunft des katholischen Elementes in der deutschen Literatur“ (Herder, Freiburg 1922), die seinerzeit wegweisend geworden ist für den Kampf und den Durchbruch des neuen katholischen Schrifttums in unserer Zeit.

So gern sich Herwig in eine Kampfgemeinschaft stellte, wenn es galt, etwas durchzusetzen, so sehr war er im übrigen Einzelgänger. Das brachte schon seine Herkunft aus der typischen Diaspora des Elbgebietes mit sich. Er selbst ist in Magdeburg geboren, der Stadt, die nur noch in ihrem Dem Zeugnis ablegt von ihrer großen Vergangenheit aus katholischer Zeit. Herwig fühlte sich immer als Niederdeutscher

und erzählte am liebsten von seinen Besuchen bei Onkel Andreas irgendwo aus einem Dorf in der Magdeburger Weide. Von daher fließt in sein Leben ein Doppelles: Seine Verwurzelung in das niederdeutschen Geschehens, besonders der sächsischen Kaiser, und seine Achtung vor der Geschichte Preußens. Wie leicht gibt ihm das den angeblichen Zug ins „Protestantische“, den ihm die Katholiken aus dem Eldraum des Reiches nachsagen, weil sie diese völlig unbarock und gradlinige Dichtergestalt schwerlich reiflos verstehen können. Gerade diese seine Herkunft aber hat ihm seine Liebe zum Heldentum und zur männlichen Einzelgestalt geschenkt, seinen „Jan van Wert“, seinen „Widukind“, überhaupt alle die Helden aus seiner „Heldenlegende“ (Herder, Freiburg), mit denen er sich in den Herzen der Jugend ein Denkmal gesetzt hat, seinen Roman um Otto III. in „Wunder der Welt“, und nicht zuletzt sein Bischof-Kettelerbuch; ebenso aber auch seine Auseinandersetzung mit Volen in den „Lezten Zielstills“, dem „Schlachtfeld“ und dem „Begräbnis des Hasses“, endlich seinen hohenjöllern-Roman „Das märkische Herz“.

Hier liegt auch der Ausgangspunkt seines Weges in das Stoffgebiet, das ihm sein übertragendes Ansehen in der Literatur der Gegenwart geschaffen hat: Das Berlin von heute. Als junger Mensch schon hat er die Reichshauptstadt in ihrer Entwicklung aus den Gründerjahren in die Jetztzeit beobachtet und erlebt. Er hat die ungeheure Welle der sozialen Not heraufkommen sehen und hat, ein hundertprozentiger Katholik unserer Epoche, die Aufgabe gefühlt, die hier, ganz neuartig, des religiösen Menschen harret. Seine Freundschaft zu Dr. Sonnenschein hat ihn darin bestärkt. Und so schrieb er 1921 seinen „St. Sebastian im Wedding“ (Koesel u. Bultet), den ersten Versuch, eine Heiligengestalt der großstädtischen Gegenwart zu schaffen. Diese Legende trat mitten in die Sehnsucht der jungen Generation, mitten in die aufbrechende katholische Literaturbewegung der Nachkriegszeit. Sie ist auch der Ausgangspunkt von Herwigs drei weiteren Berlin-Romanen geworden, den „Eingekerkerten“ (1928), der Fortsetzung „Soffnung auf Licht“ (1928) und dem Roman „Hilf mir zu sehen“ (alle drei: Koesel u. Bultet), die alle, zum Teil sogar mit denselben Menschen

und Menschengruppen, sein Thema von der religiösen Bewältigung und Durchdringung der großstädtischen Not fortsetzen und lösen. Nicht vergessen sei daneben der kleine Berlin-Roman „Wille Sie!“ (Bonner Buchgemeinde), der Geschichte eines trüffelhaften Jungen, der sich aus eigener Tapferkeit seinen Platz im Leben erobert.

Wenn man Herwig fragt, was er noch Neues schreiben wolle, so ging er mit einer Handbewegung über alles hinweg, was hinter ihm lag, und versicherte, daß seine großen Arbeiten erst noch bevorstünden. Aber jeder, der weiß, wie hart dieser Mann mit dem jungen Gesicht und den weißen Haaren für seine Familie, für seine Frau und seine drei unvorjagten Kinder, in dem kleinen Weimar, in das er sich in den letzten Jahren zurückgezogen hatte, um seine Existenz rang, wie er neben seiner wichtigen Lektorarbeit und seiner angelegenen Kritikertätigkeit für den Kätolischen Verlag und für das „Hochland“ immer wieder verdrängen mußte, einen Brotverwerb zu finden, der versteht die stumme Tragik dieses Lebens. Gesprochen hat er nie darüber. Das lag seiner Natur ganz und gar nicht. Selbst seine besten Freunde und Bekannten hat er mit seiner humorigen, niederdeutsch-schelmischen Art darüber hinweggetäuscht. Auch sein Versuch mit einer belletrischen, hochwertigen Familienzeitung, „Der bunte Garten“, aus Katholiken ein Blatt zu schaffen, das gleichzeitig vollständig und hoffnungsvoll war, ist bald wieder gescheitert aus der Not der Zeit. Ebenso ist sein hochachtbarer Versuch, im gleichen Verlag eine wohlfeile „Hausjahrbücher“ zu begründen, bestimmt nicht an seinem guten Willen und seinen Sammeljahrgängen wieder eingegangen.

Herwigo Lebensweg ist an der inneren Linie seines Wertes wiederzuerkennen. Er führt ihn heraus aus der wirtschaftlich-gesicherten, geistig aber um so fragwürdigeren Vorkriegszeit mitten durch den Krieg und den Zusammenbruch und Aufbruch in die jetzige Notzeit unseres Volkes. Diese Zeit hat ihm und damit uns deutschen Katholiken das große Gebiet der sozialen Liebe erschlossen und hat uns mit ihm in die Aufgabe gestellt, dieser Not aus der Kraft unseres Glaubens Herr zu werden. Seine Kunst ist achtsam, auch ihrem Stil und ihrer Eigenart nach, an